

rüffer & rub literatur



Anne Rüffer

Fräulein Franzen besucht das Glück

Roman

rüffer & rub

Anne Rüffer

**Fräulein
Franzen
besucht
das Glück**

Roman

Der rüffer&rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Zweite überarbeitete Auflage Herbst 2021

Alle Rechte vorbehalten

© 2021 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Zuerst publiziert bei LangenMüller in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München, 2014.

Bildnachweis Umschlag:

© Melanie Kintz | stocksy.com

Bildnachweis Porträt, S. 304:

© Mali Lazell

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: Livonia Print Ltd., Riga

Papier: Munken print white, 80 g/m², 1.8

ISBN 978-3-906304-92-2

»Für die kostbaren Momente
des Lebens.«

Sonntag- morgen

11.00 Uhr

Als Marianne Stoffels ihre Nachbarin Eva-Maria Franzen entdeckte, atmete diese nur noch schwach und in unregelmäßigen Abständen. In Wahrheit waren es mehrere kräftige Feuerwehrmänner, ein Notarzt und zwei Streifenbeamte, die Eva-Maria Franzen im Chaos ihrer Wohnung vorfanden, aber wer kann es einer wachsamem Bürgerin verübeln, dass sie in ihrem späteren Bericht gegenüber den wissbegierigen Hausbewohnern über dieses Drama, das sich quasi unmittelbar vor ihren Augen abgespielt hatte, an dieser Stelle ein bedeutungsvolles »wir« anfügte?

Aufmerksam geworden durch den ungewohnten Lärm, der polternd von nebenan durch ihre Wohnzimmerwand drang und der sich für sie wie ein Kampf anhörte, war Witwe Stoffels – eine stets um das allgemeine Wohlergehen der zusammengewürfelten Hausgemeinschaft besorgte Bewohnerin dieses 1960er-Jahre-Blocks – so rasch sie es mit ihren schmerzenden Beinen bewerkstelligen konnte, von ihrem gemütlichen Sofa aufgestanden.

Hin und her gerissen, weil sie die alles entscheidende Antwort auf der Zunge liegen hatte und schon seit Wochen mit diesem sympathischen Kandidaten mitfieberte, obsiegte die Unruhe. Marianne Stoffels eilte in den Hausflur und ließ das Morgen-Quiz ihres Lieblingsenders in Gottes Namen Quiz sein.

Zwar kannte sie ihre Stockwerknachbarin Eva-Maria Franzen nur vom Sehen und Grüßen im Treppenhaus, manchmal hatten sie im Stehen vor den Wohnungstüren ein paar belanglose Worte gewechselt, doch sie konnte mit Sicherheit sagen, dass diese Frau Franzen eine angenehme, seriöse Person war. Zu einem intensiveren Kontakt war es von beiden Seiten her nie gekommen, es hatte sich einfach nicht ergeben; kein »Mögen Sie vielleicht einen Tee?«, verbunden mit einer einladenden Geste, auch keine Bitte um etwas Salz, eine Zitrone oder eine Prise Muskatnuss, nichts von dem, wie lebenslange Freundschaften über Generationen hinweg so oft beginnen, dazu waren beide zu schüchtern. Zumindest entschied sich Marianne Stoffels im Verlauf der Ereignisse, die sie mit ihrer Witwen-Freundin aus dem Nachbarblock ausführlich diskutierte, dafür, dass die Zurückhaltung ihrer Nachbarin auf den beträchtlichen Altersunterschied zwischen ihnen und eine vom Leben gebotene Scheu zurückzuführen sei.

Witwe Stoffels hielt sich keineswegs für über das gebotene Maß der Diskretion hinaus interessiert am Leben der anderen Hausbewohner, aber bei einem solch furchtbaren Krach musste man doch umgehend nachschauen, ob jemand Hilfe brauchte und ob auch alles mit rechten Dingen zunging! Wozu hat man schließlich Nachbarn?

»Frau Franzen, ist alles in Ordnung bei Ihnen?«

Zaghaft klopfte die alte Dame an das leicht vorstehende Milchglasviereck, dessen oberer Rand ihre grau-blauen Locken streifte; Eva-Maria Franzen hatte innen wie außen einen gehäkelten Spitzenvorhang aus blütenweißem Garn angebracht. Witwe Stoffels musste sich auf die Zehenspitzen stellen und mit den Armen am Türrahmen halten, um hineinzuspähen, doch der

erhaschte Ausschnitt in die Wohnung ihrer Nachbarin gab außer dem gleichen Boden aus Laminat, bedeckt von einem weinroten Läufer, leider nichts preis, was ihre Befürchtungen bestätigt oder entkräftet hätte.

Jede der vierzehn Eingangstüren in diesem Wohnblock, zwei auf jeder Etage, zierte diese altmodische Aussparung auf Augenhöhe. An ihrer eigenen Tür hatte sie das Viereck mit einem von ihrer jüngsten Enkelin in leuchtenden Farben bemalten Karton, auf dem – wohlwollend betrachtet – ein niedlicher grüner Hund in dreifacher Ausführung einem zu eckig geratenen Ball über eine knallrote Wiese hinterhersprang, abgedichtet. Marianne Stoffels mochte es nicht, dass man unerlaubt etwas von ihr oder ihrer Wohnung, wenn auch nur schemenhaft, erkennen konnte, und Frau Franzen schien es genauso zu halten. Beinahe hätte die Witwe vergessen, warum sie überhaupt vor der Tür ihrer Nachbarin stand, so sehr bewunderte sie die kunstvoll dicht gehäkelten Blüten- und Vogelmotive der kleinen Vorhänge, sie musste unbedingt nach der Anleitung fragen, sobald – »Du meine Güte, Marianne«, murmelte sie halblaut, »nun schau doch erst mal, was hier los ist.«

»Hallo, Frau Franzen, ich bin's, Frau Stoffels. Von nebenan. Hallo. Hallo? Hallo! Frau Franzen! Hören Sie mich? Bitte antworten Sie doch. Ich habe einen solch schlimmen Krach gehört. Ist mit Ihnen alles in Ordnung, geht es Ihnen gut?«

Es rührte sich nichts.

Nachbarin Stoffels intensivierte ihr Klopfen, sie ballte die rechte Hand zur Faust und hieb mit den Knöcheln auf den Holzrahmen neben dem Glas, mit dem linken Daumen blieb sie ununterbrochen auf dem Klingelknopf. Es tat richtig weh, der Schmerz in den arthritischen

Knöcheln setzte ihr zu, ihre Oberarme zitterten vor Anstrengung, lange konnte sie das nicht durchhalten, und dennoch ließ sie sich nicht entmutigen, dazu war sie schon viel zu weit gegangen, und das Quiz war ohnehin zu Ende, das Ergebnis würde sie nachher von Gertrud erfahren, die »ihren« Favoriten in der letzten Folge –

»Konzentrier dich, du musst Hilfe holen.«

Ihre Stimme hallte über den stummen Beton und ließ Marianne Stoffels zuckend über die eigene Schulter blicken, sie drehte sich im Kreis, doch kein Mieter streckte den Kopf über das Treppengeländer, offenbar waren an diesem schönen Tag alle ausgeflogen.

Nachdem auch auf ihr Dauerklingeln und immer heftigeres Klopfen niemand an der Tür erschien, sich im Treppenhaus absolut kein Mucks rührte, in den kurzen Pausen nur eine zunehmend dröhnende Stille durch alle Wände auf sie zukam, selbst auf Zehenspitzen und mit dem Ohr an der kleinen Scheibe keines der Geräusche mehr auszumachen war, die sie nur Minuten zuvor auf den Plan gerufen hatte, verließ sie schlagartig ihre Unerschrockenheit. Marianne Stoffels dachte gar kurz daran, sich das alles womöglich nur eingebildet zu haben, und als sich auch keine Hilfe aus einem der oberen Stockwerke zeigte, entschied sie sich, mutterseelenallein auf weiter Flur, die Feuerwehr und den Notarzt zu verständigen. In ihrem ohnehin angegriffenen Herzen konkurrierten flackernde Angst und heftige Neugier.

Niemand fackelte lange, das umständliche Stammeln der aufgeregten Anruferin setzte in der Notfallzentrale umgehend eine eingespielte Maschinerie in Gang.

»Straße, Hausnummer, Stockwerk«, eine sonore Stimme am anderen Ende der Leitung entfaltete in diesem

um 11:07 Uhr aufgenommenen Notfall ihre beruhigende Wirkung und entlockte Witwe Stoffels die notwendigen Angaben und ihre eigene Rolle – »Stoffels, mein Name ist Marianne Stoffels, wir sind nicht verwandt, ich bin die Nachbarin, gleiche Etage, die linke Wohnung, bitte kommen Sie rasch, wir brauchen Hilfe, ich glaube, das ist ein Notfall«. Dass es sich um einen Notfall handelte, stand für den Beamten außer Frage, die dreistellige Nummer wählt nur, wer davon überzeugt ist, dass es um Leben oder Tod geht.

Es schienen nur Sekunden vergangen zu sein, und schon stand eine ganze Armada hilfsbereiter Geister im Treppenhaus und baute sich vor der zitternden kleinen Seniorin auf. Das trotz aller gebotenen Eile seltsam rhythmische Klacken der mit Metallkappen versehenen Schnürstiefel hallte noch Wochen später in den Ohren von Marianne Stoffels nach. Mit einem unmissverständlichen, aber nicht unfreundlichen »Machen Sie bitte Platz« schoben sich mehrere Männer in leuchtend schwarz-oranger Brandschutzkleidung und Helm an der ängstlichen Dame in Kittelschürze vorbei und begannen mit ihrer Arbeit.

Die Männer von der Feuerwehr brachen routiniert und unsichtbar für die nervös auf den Zehenspitzen wippende Nachbarin die Tür auf, die beiden dahinterstehenden Polizisten traten vor und sondierten die Lage in den beiden Zimmern. Der Jüngere der beiden Beamten kehrte zurück und winkte nach dem Arzt, der als Letzter der Crew mit seinem Koffer in der Hand das Haus betreten hatte, auf sein Zeichen wartete und ebenso routiniert und mit wenigen Blicken die Situation einschätzte.

Es genügten knappe Worte und minimale Gesten, jeder wusste über die Aufgabe des anderen Bescheid und

half, wo er konnte, oder verzog sich still in eine Ecke, wenn es nichts mehr zu helfen gab. Keiner der Männer achtete auf Marianne Stoffels, die sich vorsichtig hinter dem Arzt an der Wand entlang in die Wohnung tastete.

Johannes Krause, diensthabender Notfallarzt an diesem Wochenende, sah als Erstes das blutüberströmte Gesicht und gleich darauf die tiefe Platzwunde, die sich oberhalb der linken Augenbraue bis über die Stirn zog, wo sie sich zwischen den Haaren verlor. Die Frau lag mit verdrehten Beinen auf dem Rücken, ihre Augen waren geschlossen, der zur Seite geneigte Kopf berührte die Kante des Wohnzimmertisches und war wohl beim Sturz dagegegenreprallt, der Abdruck war deutlich zu erkennen. Krause streifte Handschuhe über, er realisierte, dass er sich beeilen musste, der Brustkorb unter der eleganten grauen Bluse hob sich kaum mehr, nur ein stoßweises, völlig unregelmäßiges Pressen, gefolgt von einem abgehackten Schnappen zeugte davon, dass etwas in diesem Körper heftig nach Luft und um sein Leben rang. Der dunkle Rock hatte sich verdreht und legte die Knie und zwei wohlgeformten Beine frei, Schuhe oder Pantoffel konnte Krause nicht sehen, sie war wohl barfuß gewesen. An ihrem linken Ohr schimmerte ein in Gold gefasster Perlohring, den zweiten entdeckte der Arzt auf dem Boden, als er den Kopf der Frau zu sich drehte. Eine breite Spange aus Horn musste sich bei dem Geschehen gelöst haben, sie hing in einem Knäuel von dichten Haaren, aus der Krause sie vorsichtig befreite; die langen Haare, denen ein Hauch von Shalimar entströmte, drehte er zu einem dicken Strang und legte sie neben das Ohr, erleichtert darüber, sie nicht selbst an Ort und Stelle abschneiden zu müssen, nun konnte er die Wunde oberhalb der Stirn besser begutachten.

Das entsetzt hervorgestoßene »Oh mein Gott« in seinem Rücken ließ Johannes Krause herumfahren und leicht verständnislos auf die wachsbleiche alte Frau im Tür-rahmen starren, die jeden Augenblick in Tränen ausbrechen würde und verlegen mit ihren geschwollenen Händen an ihren violetten Löckchen zerrte. Arthritis, entzündlich und äußerst schmerzhaft, sagte ihm seine Erfahrung, sie tat ihm leid, doch sie musste warten.

Krauses strenger Blick zu den beiden Polizisten genügte; der Ältere führte die nicht erwünschte Zuschauerin am Ellbogen hinaus, der Jüngere holte unterdessen einen Stuhl aus der Küche des Opfers und ordnete in knappen Worten an, dass Marianne Stoffels im Treppenhaus zu warten habe, bis jemand zu ihr komme. Etwas zu trinken, ein verständnisvolles Wort oder auch nur für einen kurzen Moment einen kräftigen Männerarm bot ihr niemand an.

Eine dreistufige Holztreppe zwischen Bücherwand und Fenster zierten auf jedem Absatz zwei mit dem Lineal platzierte Töpfe, in denen Krause Orchideen ausmachte, ansonsten herrschte im ganzen Wohnzimmer ein heilloses Durcheinander. Aus den Resten einer umgestürzten Blumensäule aus weißem Porzellan neben dem Doppelfenster tropfte unablässig Wasser, das sich einen feuchten Weg durch zahllose Papiere auf dem Parkettboden bahnte, mehrere Ordner hingen halb herausgerissen aus einem Regal an der rechten Wand, andere waren unter einem eleganten Sideboard begraben, das ein Bein der Frau am Boden einklemmte.

Unter dem Fenster an der Kopfseite des Zimmers hatte sich ein ansehnlicher See ausgebreitet, der sich bei näherem Hinsehen aus den Überbleibseln einer nahezu vollständig zertrümmerten Sammlung zierli-

cher Schneekugeln gebildet hatte. Jemand musste sie mit einem kräftigen Wisch von ihrem Platz auf einem fragil wirkenden Hängeregal mit mehreren Tablaren gestoßen haben, es mussten ein paar Dutzend sein, der größte Teil der beachtlichen Sammlung lag in zahllosen Splittern verteilt am Boden. Einzelne Kugeln waren verschont geblieben, sie wackelten jedoch bedrohlich, sobald einer der Männer in den schweren Stiefeln den Raum durchquerte.

Krause spürte einen kühlen Hauch, als er die Trümmer genauer in Augenschein nahm: Obenauf schwamm einsam ein lachender Weihnachtsmann, umgeben von goldenen Sternen, einem reich verzierten Schlitten und Geschenkpaketten en miniature aus Plastik.

Nachdem er die verunglückte Frau mithilfe eines uniformierten Polizisten von dem Möbelstück befreit und in eine stabile Lage gebracht, Puls, Blutdruck und Atmung überprüft hatte, verlangte der Arzt nach dem tragbaren Sauerstoffgerät der Feuerwehr und einem Krankenwagen »mit Musik«. Es war höchste Zeit, die Frau am Boden zeigte nun gar keine Reaktionen mehr – weder sein Klopfen auf ihre Wangen, begleitet von energischem Rufen ihres Namens, noch ein Zwicken in den Arm hatten erkennen lassen, dass sie von dem, was um sie herum vorging, überhaupt etwas mitbekam. Aus der klaffenden Wunde an der Stirn pulsierte immer noch hellrotes Blut, während das Rinnsal auf der Wange schon eine bräunliche Kruste gebildet hatte.

Krause goss ein Desinfektionsmittel großzügig über die ganze Länge der Verletzung und legte mit geübten Griffen einen Druckverband an; es war nur ein tiefer, langer Riss der Kopfschwarte, wie von einem scharfkantigen Gegenstand, die Schädeldecke war zum Glück

heil geblieben und größere Gefäße schienen auch nicht verletzt zu sein, aber um die Wunde an Ort und Stelle fachgerecht zu nähen, blieb ihm keine Zeit. Über die Sauerstoffmaske ließ er Luft in ihre Lungen strömen und hoffte, dass diese marginale Versorgung bis ins Krankenhaus ausreichte, die Stirnwunde sollte sich ein Kollege aus der plastischen Chirurgie anschauen.

Kurz darauf erschienen zwei stämmige Sanitäter, hoben die rundliche Frau scheinbar mühelos auf ihre fahrbare Trage, schnallten sie fest, kontrollierten die Einstellung der Sauerstoffzufuhr und nahmen konzentriert die Anweisungen des Mediziners entgegen, bevor sie auch schon wieder hinausgingen. Krause machte sich ein paar Notizen für den Bericht, dann pflückte er den Perlohring vom Boden und übergab ihn einem der Beamten zur sachgerechten Aufbewahrung; das Blut daran stammte eindeutig vom Opfer.

Marianne Stoffels kam alles wie ein Spuk vor, während sie stockend die wenigen ihr bekannten Fakten aus dem Leben ihrer Nachbarin Eva-Maria Franzen dem Streifenbeamten zu Protokoll gab, der so viel wie möglich über das Opfer erfahren wollte.

»Wir sind seit gut fünf, höchstens sechs, na ja, vielleicht inzwischen auch schon sieben Jahren Nachbarn, kennen uns aber nicht besonders gut. Leider, leider, aber so ist das heutzutage eben, Sie verstehen? Nachdem mein Mann gestorben war, Gott hab ihn selig, der Arme, das Herz, das hat nicht mehr wollen, und da habe ich mich halt verkleinert und bin wegen Gertrud, meiner Freundin im Block nebenan, die hat mir die Wohnung hier –«

Das ungeduldige Räuspern des Beamten setzte bei Marianne Stoffels eine hektische Rötung am Hals in

Gang, die sich in Windeseile über ihre Apfelbäckchen ausbreitete und sie beschämt mitten im Satz verstummen ließ. Der Mann in Uniform setzte ein kaum hörbares »Bitte« auf ihren Scheitel, sein Gesicht, sie täuschte sich nicht, hatte einen mitleidigen Zug um die Mundwinkel angenommen.

»Als ich hier eingezogen bin, vor sieben Jahren, im September sind es schon acht, wohnte sie schon hier. Frau Franzen ist bei der örtlichen Tageszeitung angestellt, sie leitet die Anzeigenabteilung und ist zuständig für die Todesanzeigen, das hat sie mir nämlich einmal erzählt. Etwas makaber, nicht wahr, aber irgendjemand muss das doch machen –«

Der Beamte starrte ohne erkennbare Regung in seinem bartlosen Bubengesicht auf seinen Notizblock; von ihm war keine Hilfe in ihrem Gefühlswirrwarr zu erwarten. Marianne Stoffels schluckte, räusperte sich und haspelte weiter: »Ledig, Frau Franzen ist nicht verheiratet, keine Verwandten, soweit ich weiß, ich habe jedenfalls noch nie jemanden aus ihrer Familie gesehen, und sie hat mir auch nie irgendjemanden vorgestellt.«

Die entzündeten und geschwollenen Hände wrang sie unablässig in ihrem Schoß, ihr Herz flatterte unruhig und die Wände schienen sich zu bewegen, doch Marianne Stoffels hätte es nie gewagt, den netten Herrn Doktor, der sich die ganze Zeit so tief über ihre Nachbarin gebeugt hatte und sehr besorgt wirkte, wegen ihrer zunehmenden Schwäche anzusprechen. Sie hatte sich nicht einmal getraut, sich kurz in ihre eigene Wohnung zurückzuziehen, nachdem der Polizist ihre Aussage aufgenommen hatte und, ohne ihr weitere Anweisung zu geben, zurück an den Tatort gegangen war; noch immer saß die Witwe mit zuckenden Mundwinkeln völlig

verstört auf Eva-Maria Franzens Küchenstuhl im zugigen Treppenhaus und begleitete den Abtransport ihrer Nachbarin mit einem erschrockenen Schluchzen.

Der Mediziner ließ seinen Blick noch einmal nachdenklich über die Unordnung in dem nun auffallend leeren Zimmer gleiten, füllte die notwendigen Formulare aus, verständigte sich mit den anwesenden Beamten und entschied sich schließlich aufgrund der vielen verstreuten Ordner und unzähligen herausgerutschten Fotos von Männern in aufreizenden Posen auf dem Boden, seinen Freund Schröder bei der Polizei zu kontaktieren. Möglicherweise war ihnen da ein dicker Fisch ins Netz gegangen.

Doktor Johannes Krause, rundlich-kompakt, die ausgeprägte Stirnglatze ließ ihn älter erscheinen als seine 54 Jahre, wählte blind die Direktnummer von Hauptkommissar Hartmut Schröder, Leiter des Dezernats für Einbruch, Diebstahl und Betrug. Die beiden kannten sich schon aus der Zeit, als Schröder noch bei der Sitte war und der Mediziner gerade als Assistent in der Pathologie am städtischen Krankenhaus angefangen hatte.

Bereits bei ihrer ersten Begegnung – eine ausufernde Schlägerei rivalisierender Banden im Rotlichtmilieu mit viel Blut, Stahl und »Stoff« – entdeckten der einsilbige Mediziner und der verschlossene Polizist eine Grundsympathie füreinander, die ohne große Worte und kumpelhafteste Gesten auskam. Und in den letzten fünfzehn Jahren hatte sich eine besondere Form der Freundschaft entwickelt, die nie zu weit ging, in der sich aber beide weit über das übliche berufliche Maß hinaus anerkannt und respektiert fühlten.

Schröder war der einzige Kripobeamte, den Krause duzte, ansonsten bestand der Pathologe auf dem

förmlichen Sie; sein Handwerk forderte Einfühlungsvermögen, denn »die Patienten, die zu mir kommen, können nicht mehr wählen, wie sie angesprochen werden wollen«, hatte er gegenüber Schröder einmal seine Abneigung gegen die Verbrüderung angesichts all der Szenerien des Elends, Mords und Totschlags, in denen sie sich viel zu häufig bewegten, erläutert. Dass er entgegen dem allgemeinen Berufsverständnis zu »noch lebenden Patienten« an Tatorten überhaupt beigezogen wurde, lag in der simplen Tatsache begründet, dass die unablässig vorgebrachten Forderungen der Polizei nach mehr medizinischem Personal von der Krankenhausverwaltung nicht erfüllt werden konnten.

Irgendwann hatte einer aus der Verwaltung befunden, »Arzt ist Arzt«, und verfügt, dass auch Johannes Krause und seine beiden Assistenten in den wöchentlich wechselnden Notfall-Turnus eingebunden wurden. Der ambitionierte Pathologe, der in seinem Fachgebiet eine aufregende Wissenschaft sah und mittlerweile den Chefarzttitel trug, wollte diese Abteilung zu einem der führenden Zentren des Landes aufbauen, und deshalb kam ihm diese Anordnung von oben keineswegs ungelegen, »so verliere ich wenigstens den Kontakt zur Basis nicht«.

Die beiden Streifenbeamten, die von der Einsatzzentrale nach Marianne Stoffels' Anruf an den Tatort geschickt worden waren, wussten von der Freundschaft zwischen Krause und Schröder, und sie hatten bereits unzählige Geschichten darüber gehört, wie hilfreich der scharfe Verstand des Pathologen häufig bei der Aufklärung von Verbrechen und der Festnahme der Täter gewesen war; sie hatten nichts dagegen einzuwenden, dass es der Doktor mit der Einhaltung des Dienstweges nicht immer so genau nahm. Und irgendwie gehörte

er schließlich zum Team. Krause wusste instinktiv, an welche Dienststelle er sich zu wenden hatte, und seine Erfahrung hatte ihn bisher selten im Stich gelassen.

Auch im vorliegenden Fall sagte ihm seine Intuition, dass hier nicht nur einer der ganz alltäglichen, sogar ziemlich gewöhnlichen Herzinfarkte oder Schlaganfälle infolge eines Sturzes vorlag. Frau Franzen war nicht bloß ausgerutscht, hatte sich nicht ungeschickt im flauschigen Teppich unter dem Wohnzimmertisch verheddert und war hängen geblieben; irgendetwas löste in Krause ein ungutes Gefühl aus, etwas stimmte in dieser Wohnung, mit dieser Frau, mit der ganzen Umgebung einfach nicht, auch wenn er noch nicht konkret benennen konnte, was dieses Kribbeln bei ihm verursachte.

»Hartmut, das hier ist was für dich. Persönlich.«

»Klar, Hannes, in zehn Minuten. Stichwort?«

Die kurze Pause diente der Sammlung; Schröder wartete schweigend.

»Komplettes Chaos. Äußerst merkwürdig. Viele, hm, Papiere, eigentlich müsste man ganze Berge von Papier dazu sagen, überall verstreut. Ein Haufen kompromittierender Fotos dabei. Betrug oder Erpressung kämen infrage. Die Sache ist eskaliert. Möglicherweise.«

Krause liebte knappe Sätze.

»Versuchter Totschlag, vielleicht. Zustand des Opfers kritisch. Wird gerade ins Krankenhaus transportiert.« Das reichte Schröder. Ohne nach weiteren Details zu fragen, signalisierte er, dass er sich bereits auf dem Weg zur angegebenen Adresse befand.

Im Grunde gab es an diesem Tatort nichts mehr für ihn zu tun, nachdem die Patientin versorgt und die richtigen Dienststellen in Kenntnis gesetzt worden waren, konnte

der Arzt getrost in die Klinik zurückkehren. Trotzdem beschloss Johannes Krause, auf den Kommissar zu warten. Die Beamten postierten sich rechts und links der Eingangstür, an ihnen war kein Vorbeikommen; dass Krause weiter in der Wohnung hin und her tigerte, die Papiere nur mit Handschuhen anfasste, das ging in Ordnung, der wusste, wie er sich an einem Tatort zu verhalten hatte.

Abgesehen von der Tageszeit, die die Option einer plötzlich aus dem Ruder gelaufenen feucht-fröhlichen Party bereits ausschloss, konnte Krause nirgends Anzeichen für einen Kampf unter Alkoholeinfluss feststellen – das angestrengte Keuchen des Opfers hatte auch keinerlei Rückstände von Hochprozentigem enthalten. Laute Musik, mitreißendes Gelächter, fremde Stimmen, die hätte die Nachbarin selbst bei einem bis zum Anschlag aufgedrehten Radio oder Fernseher unmöglich überhören können und sicher eine entsprechende Aussage gemacht.

Krause schaute sich nochmals genau um, tastete mit den Augen, so gut es in dem Durcheinander möglich war, das Zimmer ab, wurde jedoch nicht fündig. Auf dem Glastisch keine benutzten Gläser, einen offenen Barschrank konnte er in der mit Büchern vollgestopften Regalwand nicht entdecken, von Alkoholika weit und breit nichts zu sehen.

Der Arzt ließ sich in den freien Sessel fallen, starrte auf die meist gebundenen Bücher, registrierte die auch bei ihm zu Hause stehende kostbare Dostojewski-Gesamtausgabe, und er fragte sich mit feinem Kopfschütteln, was in diesem Zimmer wohl vorgefallen war und warum ihn das so interessierte. Zunächst dachte Krause an eine schiefgegangene Erpressung, denn viele der Männer auf den Fotos waren nur ungenügend beklei-

det, und ihre aufreizenden Posen, lächerlich und sehr befremdend, sprachen Bände. Konnte diese perfekt organisierte Frau tatsächlich so leichtsinnig gewesen sein, eines ihrer Opfer – eventuell doch schwerer Betrug, bloß nichts zu früh ausschließen – in die eigene Wohnung zu bitten? Vielleicht konnte oder wollte einer dieser Männer nicht mehr zahlen, hatte sich gewehrt und war schließlich, kurz vor dem Ersticken an seiner unbändigen Wut, ausgerastet; nur merkwürdig, dass bei seiner ersten Untersuchung der Verletzten nebst der Platzwunde an der Stirn keine weiteren Spuren von äußerer Gewaltanwendung zu bemerken gewesen waren. Zu inneren Verletzungen konnte er natürlich noch nichts sagen, aber für ihn sah es nicht danach aus, und in der Regel konnte er sich auf seine Intuition verlassen.

Im Flur hörte Krause mehrere Stimmen, die Beamten schienen eine Hausbewohnerin zu befragen, die offenbar mit einem Kind unterwegs war; der Arzt tippete anhand des umgehend einsetzenden Quengelns auf ein verängstigtes Mädchen von drei, höchstens vier Jahren. Er konzentrierte sich wieder auf den Wohnzimerboden und scannte Meter um Meter; wenn es dort etwas gab, dann würde er es finden. Kein herumliegender scharfkantiger, mit Blut besudelter Gegenstand wies darauf hin, dass jemand die Frau damit niedergeschlagen hatte; den konnte der Täter allerdings auch mitgenommen haben. Und wenn sie einen Komplizen hatte, der zu dreist geworden war oder den sie um seinen Anteil betrügen wollte? Krause machte sich eine geistige Notiz, um Schröder darauf anzusprechen.

Etwas stimmte einfach nicht.

Mit einem leichten Seufzen ging Krause gemächlich in die Hocke und widmete seine Aufmerksamkeit, ohne

etwas zu berühren oder zu verändern, den Fotos. Das war es, was ihn die ganze Zeit irritiert hatte: Auf den unzähligen, im ganzen Zimmer verstreut herumliegenden Abzügen war jeweils nur eine Person abgebildet. Von der Frau, die er verarztet hatte, war nichts auf den Fotos zu sehen, und für den Mediziner kam es keinen Augenblick in Betracht, dass die mehr als füllige Eva-Maria Franzen als erotische Inspiration fungierte, nicht bei diesen Maßen. Mindestens 72, wenn nicht gar mehr Kilos trug sie auf den Hüften, wie er ganz automatisch bei seiner Untersuchung geschätzt hatte, was bei höchstens 162, 163 cm Größe doch etwas gar viel, wenn auch nicht zwingend für jeden seiner Geschlechtsgenossen unattraktiv war.

Auch Krause mochte weibliche Rundungen an den richtigen Stellen ausgesprochen gern; dennoch, diese Frau mit den eher feinen Zügen und den wunderbar gepflegten Haaren, ihre markante Nase harmonierte mit den vollen Lippen – keine Blicke auf sich ziehende Schönheit, mehr ein ansprechendes Gesicht – diese Frau hatte so gar nichts Verruchtetes an sich, schwer vorstellbar, dass sie als strafende Domina in knalligem Leder oder als züchtiges Schulmädchen verkleidet mit diesen Männern kompromittierendes Material hergestellt hatte, um es später gegen die »Darsteller« in erpresserischer Absicht zu verwenden. Allerdings konnte man sich in solchen Dingen ganz schön täuschen, und vielleicht war einer ihrer Kunden schlicht durchgedreht. Sollte es ja alles geben, gut möglich, dass einer seinen Ausrutscher mit ihr zutiefst bereute und nicht erwischt werden wollte; dass er die Begegnung, die Beziehung, was auch immer ihn dazu veranlasst hatte, einer von denen zu sein, die diese Frau in ihrer Sammlung verewigt hatte, verfluchte und dann die Beherrschung verloren hatte.

Andererseits kam Krause mehr und mehr weg von der Erpressermasche, zu wenig, was eine solche Vermutung unterstützte: Die hübsch eingerichtete Durchschnittswohnung in einer unauffälligen Blocksiedlung wirkte geschmackvoll, ohne protzig zu sein, zu unspektakulär, was die Gegend, die Anzahl der Zimmer und den Wert der Einrichtungsgegenstände betraf. Der zierliche Sekretär und ein dunkelbrauner Chesterfield-Ohrensessel stellten die kostbarsten Stücke dar, die Regalwand stammte aus dem schwedischen Warenhaus, das Ledersofa gehörte zur mittleren Preislage, die ansprechend gerahmten Bilder im Gang hatte er gleich beim Eintreten als Drucke erkannt.

Wenn Frau Franzen tatsächlich ungehörige Spielchen mit den Männern gespielt hatte und dadurch vermögend oder gar reich geworden war, dann hatten sie garantiert nicht in dieser eher biederen Umgebung stattgefunden. Auch war kaum anzunehmen, dass die Bewohnerin zu den leidenschaftlichen Sammlerinnen männlicher Aktfotografie zählte, dazu waren die »Darsteller« viel zu gewöhnlich, und ihre Posen zeugten von keinerlei Inszenierungstalent. Gleichzeitig durfte man auf keinen Fall außer Acht lassen, dass in dieser Wohnung womöglich gar kein Verbrechen stattgefunden hatte. Durchaus denkbar, dass es Frau Franzen ganz einfach schlecht geworden und sie ohne Fremdeinwirkung gestürzt war, und dabei hatte sie die Regale und die Einrichtungsgegenstände mitgerissen. Vielleicht doch ein Herzinfarkt, ein aus heiterem Himmel aufgetretener Schlaganfall, auch ein unabsichtlich herbeigeführtes Diabetes-Koma bei ihrem üppigen Gewicht, all das lag durchaus im üblichen diagnostischen Bereich; tagtäglich schieden Menschen so aus dem Leben, wur-

den innerhalb von Sekunden hinweggerafft, und wie stets würden sich diese Fragen bei der klinischen Untersuchung zuverlässig klären lassen.

Krause legte die Stirn in nachdenkliche Falten. Diese Frau beschäftigte ihn offensichtlich mehr als andere Patienten, bevor sein Freund Schröder nicht am Tatort eingetroffen war, sollte er besser keine weiteren Vermutungen anstellen, schließlich war er Arzt und kein Ermittler.

Grübelnd massierte Krause seinen schmerzenden Nacken und verwehrte sich energisch einen weiteren Blick auf die Fotos, auch wenn er seine steigende Neugier und ein kitzelndes Kribbeln in den Fingerspitzen angesichts dieser eigenartigen Frau und die auf den ersten Blick zum überwiegenden Teil höchstens halb so alten Männer nur mit Anstrengung unterdrücken konnte.

Sein Interesse an diesem Fall ging zu seinem eigenen Erstaunen doch etwas gar weit über das Berufliche hinaus, Er hatte schon so manches gesehen und kaum etwas Menschliches konnte ihn in der Regel noch in Aufregung versetzen oder gar verblüffen, aber dieses akribische Vorgehen, diese gewaltige Zahl von Ordnern mitten im Wohnzimmer, wo andere ihre Schmöcker oder Sammelstücke aufreichten, und diese Menge an kompromittierenden Fotos, es mussten weit über hundert einsame Männer sein, die nur schon auf dem Boden verteilt lagen, wer weiß, was sich noch alles in anderen Ordnern befand, im Keller, auf dem Dachboden – dieses Setting erschien ihm doch ausgesprochen bemerkenswert.

Was wohl Abigail davon halten würde? Krause schmunzelte unwillkürlich, seine kluge Gattin würde sicher rasch erkennen, was ihn an diesem Ort derart

fesselte, dass er nicht umgehend an seinen Arbeitsplatz zurückkehrte. Obwohl sie sich beide redlich bemühten, ihren Berufen zu Hause nicht allzu viel Raum zu geben, den Krankenhausalltag und das ganze Elend dieser Welt nicht mit in ihren intimen Rahmen zu schleppen, einer den anderen auch stoppte, wenn es ihm oder ihr zu viel wurde – von Eva-Maria Franzen und ihren Männern musste er ihr unbedingt erzählen. Und diese Geschichte würde seine feinsinnige Gattin, die sich seit Langem als Neurologin und Psychiaterin damit beschäftigte, was wohl alles an Merkwürdigkeiten in den Köpfen und Seelen der Menschen vor sich ging, garantiert interessieren. Er würde sogar darauf wetten, dass auch ihr so etwas noch nie untergekommen war.

Wo blieb eigentlich Schröder?

Der Pathologe erhob sich, ein kleiner Rundgang durch die Wohnung konnte nicht schaden, er verbrachte ohnehin zu viele Stunden am Schreibtisch, mehr Bewegung verlangte seine energische Abigail von ihm schon seit geraumer Zeit. Es könnte sich vielleicht lohnen, einen Blick in die Küche zu werfen, Bad und Schlafzimmer zu inspizieren. Der junge Streifenbeamte hörte ihn kommen und deutete mit fragend hochgezogenen Brauen zur Nachbarin, die immer noch im Gang auf dem Küchenstuhl saß.

Krause gönnte ihr einen mitfühlenden Blick, doch sie würde leider warten müssen, der Polizist konnte ohne die Erlaubnis des Kommissars die Zeugin nicht entlassen, selbst Krause umging die Vorschriften nicht. Mit Bedauern schüttelte der Arzt sein Haupt, nichts zu machen; Frau Stoffels flehender Blick ließ ihn jedoch nicht kalt.

»Bringen Sie ihr ein Glas Wasser, Herr Bremer, das geht in Ordnung.«

Erfreut, dass der legendäre Pathologe seinen Namen kannte, wieselte der junge Beamte in die Küche und tat, wie ihm geheißen. Marianne Stoffels' hellblaue Augen füllten sich mit Tränen der Dankbarkeit; Johannes Krause lenkte sich von ihrem Elend mit der unlösbaren Frage ab, warum um Himmels willen alle Damen in diesem Alter zu der unmöglichen Farbe Violett griffen, um sich die Haare färben zu lassen. Aufmunternd nickte er der Nachbarin zu, die sich wie eine Ertrinkende an das Glas klammerte, klopfte Bremer auf die Schulter und begab sich zurück an den Tatort.

Den kleinen Reisekoffer aus braunem Leder, links von der Eingangstür an die Wand gelehnt, ein ganz gewöhnlicher Koffer auf zwei Rollen und mit ausziehbarem Griff, wie ihn pensionierte Lehrerinnen häufig zum Einkaufen benutzen, ein leichter Sommerregentmantel in hellem Allerweltsbeige und ein niedlicher Strohhut mit blumiger Stoffbordüre lagen quer darüber ausgebreitet, beachtete Johannes Krause nicht weiter.

Dabei hatte alles begonnen wie an einem ganz gewöhnlichen Wochenende im Leben der 54-jährigen Eva-Maria Franzen, Leiterin der Abteilung »Trauerzirkulare« der regionalen Tageszeitung, von den Redaktionskollegen – je nach Ressort liebevoll oder eher zynisch – unsere »Mater Dolorosa« genannt.